JEAN MALAQUAIS

PLANET OHNE VISUM

ROMAN

EDITION NAUTILUS

JEAN MALAQUAIS

PLANET OHNE VISUM

Roman

Aus dem Französischen
von Nadine Püschel

Edition Nautilus

Die Originalausgabe des vorliegenden Buches erschien unter dem Titel *Planète sans visa* bei Éditions Phébus, Paris 1999, als vom Autor überarbeitete Neuausgabe der Erstausgabe von 1947.

Die Übersetzerin dankt für die großzügige Förderung des Deutschen Übersetzerfonds im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, ohne die das Abenteuer dieses Übersetzungsprojekts nicht möglich gewesen wäre, dem Team der Edition Nautilus für die Bereitschaft, die Segel zu hissen, und ganz besonders Marc Geoffroy, den Mitgliedern der Société Jean Malaquais und Élisabeth Malaquais, die ihre persönlichen Erinnerungen mit mir geteilt haben.

Editorische Notiz: Im Original auf Deutsch stehende Passagen sind kursiviert.

Edition Nautilus GmbH
Schützenstraße 49 a
D - 22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Nautilus 2020
Deutsche Erstausgabe September 2022
ISBN EPUB 978-3-96054-295-7

Für Dominique und Jean de Ménil

Inhalt

Kapitel I
Kapitel II
Kapitel III
Kapitel IV
Kapitel V
Kapitel VI
Kapitel VII
Kapitel VIII
Kapitel IX
Kapitel X
Kapitel XI
Kapitel XII
Kapitel XIII
Kapitel XIV
Kapitel XV
Kapitel XVI
Kapitel XVII
Kapitel XVIII
Kapitel XIX
Kapitel XX
Kapitel XXI
Kapitel XXII
Kapitel XXIII

Nachwort
Glossar

I

Mit einem weiten Schritt über eine Pfütze nahm der Mann die Sonnenbrille ab, schnüffelte, fluchte durch seine langen, gelb verfärbten Zähne.

»Teufel noch eins!«, grummelte er und pochte mit seinem Gehstock strafend auf den Bordstein. »Teufel noch eins!«

Er strich über sein Spitzbärtchen und sog dabei den Duft seiner Finger ein. Obwohl er seit Wochen tagtäglich um Punkt zwölf Uhr in dasselbe Sträßchen einbog, konnte er sich an den fauligen Verwesungsgestank, den die Gassen des Vieux Port verströmten, partout nicht gewöhnen. In keinem Winkel der Erde, den er bereist hatte, weder im Modena seiner Kindheit noch in den Armenvierteln von Alexandria, weder in den marokkanischen Souks noch im typhusversehrten Odessa des Bürgerkriegs, hatte es derart bestialisch nach Pest und Rattengift gerochen – ein Pestgeruch wie aus der mythischen Zeit der phönizischen Abenteurer, die als Erste an dieser Küste gelandet waren. ›Ich werde empfindlich‹, dachte der alte Mann und schnupperte an seinen Fingern wie an Riechsalz, ›meine Nase wird empfindlich.‹ Die in Jahrhunderten aufgestauten Ausdünstungen sämtlicher Menschengeschlechter schienen hier an die Oberfläche der Gegenwart zu treten, als wäre

das Hafenviertel von Marseille die Sammelgrube aller Widerwärtigkeit der Welt.

Der Mann hatte also seine Brille abgenommen, geschnüffelt, geflucht, mit der Eisenspitze seines Gehstocks auf den Bordstein gepocht, noch einmal geflucht. Bevor er seinen Weg fortsetzte, fingerte er umständlich seine Taschenuhr aus ihrem Etui und sah nach der Zeit, das Gehäuse so behutsam mit der Hand umschließend wie einen seltenen Edelstein. Stocksteif zählte er die Sekunden, bis sich Sirenengeheul über den Dächern der Stadt erhob und Hass und Panik schürend über das verlassene Hafenbecken fegte. Darauf nickte er – offenbar erfreut, dass das Geheul pünktlich erfolgt war – und verstaute die Uhr wieder in den Tiefen seiner Westentasche. ›Mittag‹, dachte er und setzte seine Sonnenbrille zurück auf die Nase. ›Mittag.‹

Von der Schwelle ihrer vom fahlen Licht einer fliegendreckverkrusteten Glühbirne erhellten Küche begrüßte Madame Babayû den Gast mit einem volltönenden Bonjour, Colonel, wie geht’s?

Ganz gut, bedeutete ihr der Colonel mit einem Winken.

Bedächtig suchte er ein Plätzchen, wo er seinen Gehstock abstellen konnte, setzte sich mit dem Rücken zur Wand, nahm die Brille ab, rieb seine trockenen, knochigen Hände aneinander. In der kleinen Gaststube des *Bon Aloi* vermischten sich der Dunst von Knoblauch und Zucchini, Kohl und überreifer Melone zu einem durchdringenden Geruch nach faulen Eiern.

»Eine Suppe, Colonel?«, donnerte Madame Babayû mit dem heroischen Elan eines Reiterangriffs. »Eine Tagessuppe?«

Der Colonel hob zustimmend den Zeigefinger, selbstverständlich eine Suppe; worauf er mit einer weit ausholenden Armbewegung auf den stummen Gruß eines

anderen Gastes antwortete, dessen löwenhaftes Gesicht und dichte Mähne ihn an das leprazerfressene Antlitz Gauguins erinnerten. Nachdem die Hand des Colonels einen jovialen Kreis beschrieben hatte, landete sie auf seinem Spitzbärtchen und durchkämmte es bedächtig; und während er mit der anderen Hand in der sienafarbenen Suppe rührte, die Madame Babayû ihm gerade serviert hatte, richtete er eine Bemerkung an seinen Bekannten.

»Caro mio«, sagte er, als nähme er ein unterbrochenes Gespräch wieder auf, »caro mio, mit Ihrer Großzügigkeit zerfleischen Sie sich selbst. Vielleicht ist es aber auch nur Ihr unbändiger Appetit.«

Vorsichtig schlürfte er einen Löffel der mit falschem Safran gefärbten Flüssigkeit, zupfte an seinem Bärtchen, schnaubte durch die Nase. Der ermahnte Löwenmensch kaute nachdenklich. Der Colonel musterte ihn, aß einen zweiten Löffel Suppe und verkündete, wie vom Besonderen auf das Allgemeine schließend:

»Teurer Freund, Sie sind Omophage, das ist gut, ja sogar sehr gut, aber warum um alles in der Welt müssen Sie sich selbst roh verschlingen? Sprach nicht Aeneas zu Lausus, dem Sohn des Mezentius: ›Weswegen suchst du den Tod, wagst mehr, als die Kräfte gestatten?‹«

Er verstummte und widmete sich wieder seiner flüssigen Siena. Vor dem Lokal planschte ein fröhlicher schwarzer Knirps in der Gosse. Der »teure Freund« kippte ein Glas Wasser hinunter. Man sah ihm an, dass es in seinem geschundenen Löwenschädel mächtig ratterte. Nachdem er sein Glas abgestellt hatte, nahm er eine Gabel und zeigte damit auf den alten Italiener.

»Que maravilla!«, sagte er mit Fistelstimme. »Ausgezeichnet, señor y Colonel! Wer ist denn dieser Lauser, der sich von Ihrem Andreas so tadeln lässt? Ich bin also ein …«

Er richtete die Gabel auf Madame Babayû und öffnete den Mund sperrangelweit:

»Ein Omofag mit Silberzwiebeln! Aber schön blutig, Madame!«

Madame Babayû gluckste aufs Geratewohl. Ein Gast stützte die Ellbogen neben seinem Teller auf und studierte, wohl um sich der Schreibweise des bestellten Gerichts zu versichern, das mit Bleistift geschriebene Menü. Der Colonel setzte gerade zu einem weiteren Vers von Vergil an, als mehrere Neuankömmlinge im Gänsemarsch eintraten. Vier von ihnen zwängten sich zu dem Alten, obwohl keiner einen ganzen Platz an seinem Tisch beanspruchen konnte: Marianne Davy, der er den Spitznamen Infanta Incantada verliehen hatte, eine große, grobknochige junge Frau, die ihr rotes Haar mit einem Schnürsenkel zusammengebunden hatte und unentwegt mit der Nase zuckte; Yvonne Tervielle, mit nachdenklich verdüstertem Blick und olivfarbenem Teint; Ivan Stépanoff, ein stämmiger Mann, dessen bohrende graue Augen durch eine randlose Brille gedämpft wurden; und Youra, Stépanoffs Sohn, ein hübscher junger Kerl mit Wuschelschopf, Cordjacke und Zeichenblock unter dem Arm. Der Colonel begrüßte die Damen mit Handkuss, die Herren mit Händedruck und alle vier mit einer Tirade von Sophokles, die niemand verstand und auch nicht zu verstehen vorgab. Zwei weitere Gäste quetschten sich neben den Mann mit der Löwenmähne, der sein gelb kariertes Hemd bis auf die unbehaarte Brust geöffnet hatte. Nach und nach drängten immer mehr Stammkunden in den schmalen Gang zwischen den Tischen und unterhielten sich in einem munteren Durcheinander aus Ungarisch und Italienisch, Russisch und Spanisch und Polnisch.

Madame Babayû waltete ihres Amtes, die Daumen in Teller voll fettschillernder Sauce getunkt, und draußen vor der Tür tunkte der fröhliche Knirps sein Hinterteil in das Gossenwasser.

»So einen Andrang habe ich im Konsulat noch nie erlebt«, erzählte Yvonne Tervielle gerade. »Als wäre ein Schwung Visa eingetroffen wie anderswo eine unrationierte Lieferung Eier. Ich glaube, Ivan, wir müssten Smith fragen, ob er mir nicht einen Termin besorgen kann. Ich habe vier Stunden umsonst gewartet. Das zermürbt.«

Ivan Stépanoff hielt den Blick auf seinen Teller gesenkt und sagte nichts. Vier Stunden … Er dagegen hatte vier Jahre – nur vier? – in den sowjetischen Kerkern gewartet; gewartet worauf. Nichts zermürbt, solange man lebt, formulierte er in Gedanken. Verstohlen betrachtete er seinen Sohn, der sich den Block auf den Schoß gelegt hatte und zeichnete, während er ein Stück Rettich kaute. Ringsum brodelten Stimmen, Kaugeräusche, Satzfetzen, Hitler in Sewastopol, in Tobruk, in Lhasa, und Stépanoff spürte ein kindisches Erstaunen – ein Wunder, dass man immer noch auf beiden Beinen stand, krumm zwar, aber auf eigenen Beinen, dass man von Visa träumte, von Arbeit, von Leben. Wir verdienen unseren Teil vom Glück nicht, dachte er; ebenso wenig wie das Leid, das uns zuteilwird. Ein lächerliches, absurdes Gefühl stieg in ihm auf, eine vage Dankbarkeit für das nach Kleister schmeckende Brot, für die unaufhaltsame Abfolge von Tagen und Nächten. Er suchte den Blick seiner Lebensgefährtin, sie hatte etwas von Smith gesagt, etwas von vier Stunden Wartezeit, Wörter in einem Meer anderer Wörter, in einem vielsprachigen Konzert aus Stimmen, Kaugeräuschen, schwindelerregenden Ideen. Yvonne … Er wollte ihr schon zulächeln, da kam ihm der Mann mit dem Löwengesicht dazwischen:

»Sagen Sie, Colonel, ein Omophage – frisst man den oder wird man von ihm gefressen?«, grölte er über das Tohuwabohu hinweg.

Der Colonel blieb die Antwort schuldig, weil Marianne Davy ihn mit ihrem Bericht über einen Film, den sie am Vorabend im Kino gesehen hatte, völlig in Bann zog. Sie redete wie ein Wasserfall, mit zuckender Nasenspitze, redete und erzählte, kaute dabei, würzte ihre Suppe reichlich nach, bestellte Wasser, winkte einer Bekannten zu, schlug unter völliger Missachtung von Punkt und Komma wilde Haken im Satz. »Klar wie durchsichtig Colonel eine Fee dieses Geschöpf schwebt über der Erde sechs Franc kostet der Eintritt so eine Frau würde ich Ihnen auch wünschen als er sie ins Sanatorium bringt wie aus Kristall wirkt sie Chamonix im Schnee da sollten Sie mal hin Colonel ein Kartoffelpüree Madame Babayû also dieses Gewürz würzt kein bisschen.« Der Colonel war entzückt. Er fragte sich, ob die Infanta Incantada ihn einlud, mit ihr ins Kino zu gehen oder in einem Sanatorium im Schnee Kristalle zu betrachten, ob sie das Kartoffelpüree für sich oder für ihn bestellt hatte – er konnte Kartoffelpüree nicht ausstehen. »Einmal die Kichererbsen!«, rief er vorsorglich, falls es der Infanta Incantada einfiele, ihm das Kartoffelpüree weiterzureichen, das Madame Babayû soeben über die Köpfe der Gäste hinweg servierte.

»Marianne«, sagte er, »Sie sind eine reizende junge Frau. Nicht sehr klar, aber ganz reizend. Dürfte ein alter Mann wie ich wohl fragen, wie alt Sie sind beziehungsweise welches Alter Sie zuzugeben geneigt sind?«

Er hatte sie just hier kennengelernt, an einem Glückstag, als dicke Bohnen in Tomatensauce auf der Speisekarte gestanden hatten; hier und im *Au Fier*

Chasseur, einem Bistro am Quai des Belges, wo sich die aus Montparnasse geflohene Bohème traf. Sie hatte sofort sein Interesse geweckt, seine Neugier auf Menschen und Dinge, die aus dem Rahmen des Gewöhnlichen fielen. Zu gern hätte er sie für seinen Privatgebrauch beschlagnahmt, unter ein Vergrößerungsglas gelegt und reden lassen, einfach reden.

Marianne Davy redete. Die blauen Augen leuchteten, die Nasenflügel bebten, sie redete. »Sechsundzwanzig hübsche Bluse Yvonne zeig mal Youra sieht ja aus wie ich fünfundzwanzig bin ich Sie sind aber neugierig du hast meinen Mund zu groß gemacht nein siebenundzwanzig Jahre bin ich alt.« Sie beendete ihren Satz so abrupt, wie man einen ins Schlingern geratenen Wagen bremst, und auch darüber war der Colonel entzückt. Sie hatte Bluse gesagt, neugierig, Mund, alles Wörter, deren Herkunft und Geschichte er kannte und die dennoch keinen Zusammenhang ergaben; die ihn in ihrer Zusammenhanglosigkeit verzauberten wie einst, sechzig Jahre zuvor, die Drehorgelklänge auf den schlecht gepflasterten Plätzen von Modena.

Marianne trank einen Schluck Wasser und schwieg. Wo soll ich schlafen und Georges der sture Hund ich muss nach Paris dieser Mistkerl. Sie dachte an eine Bleibe für die Nacht, die kleine Katty Braun, bei der sie Unterschlupf gefunden hatte, war verhaftet worden. Sie dachte an Georges, diesen Katholen, der ihr die Scheidung verweigerte, Georges Davy, dessen Namen sie trug und der ihr eigentlich fast fremd war und so egal wie die Katze, die unter dem Tisch miaute. – Egal? Sie hasste ihn, diesen Camelot du Roi, diesen Kenner persischer Kunst, diesen Bridge-Spieler, diesen Mistkerl. Warum bloß wollte er ihr seine Einwilligung, seine Unterschrift nicht geben, dieser … dieser Ehemann! Also nach Paris, den Mann belagern,

der sie an der Leine hielt. Sie zog eine Grimasse, bäh diese Küchengerüche, wieder zuckte die Nase. Aber die Schleuser, was das kostet, und wo schlafe ich heute Nacht, und morgen. Ihre leicht hervortretenden Augen huschten durch den Raum. Tja! Niemand, den man um ein Plätzchen anschnorren konnte. Während sie in ihrer Umhängetasche nach Kleingeld und ihrer Lebensmittelkarte kramte, bahnte sie sich, die Hüfte als Bug voranschiebend, einen Weg durch die Stühle:

»Ich gehe ins *Chasseur* die Zeichnung gibst du mir dann einen Saft trinken kommen Sie auch wie spät ist es Colonel.«

Der Colonel tupfte seinen Schnurrbart ab und hielt kurz inne, um den Duft seiner Finger einzusaugen. Ei, diese Infanta Incantada, wenn er Caligula gewesen wäre, hätte er aus ihr seine Sonntagsperücke gemacht.

Marianne hatte das offene Meer erreicht und diskutierte mit Madame Babayû über eine Fettkarte. Ivan Stépanoff lächelte in seinen Teller; ein flüchtiges Lächeln, das niemand außer Yvonne Tervielle erahnte. Sie lächelte ebenfalls, ähnlich unmerklich, aus wissender Solidarität. Sie kannte Ivans Reaktionen besser als ihre eigenen, sah sie untrüglich und genauer voraus, als wenn er sie zuvor angekündigt hätte. Ihre feine Wahrnehmung seiner Gesten und Stimmungen bereitete Stépanoff ein heimeliges Wohlbehagen, auf das er bisweilen gereizt reagierte. Sein Leben lang hatte er sich nach einem winzigen bisschen Altmännerfrieden gesehnt – ein Brikett in der Kohlenpfanne, ein Stück Zucker im Tee, eine Matratze ohne Flöhe. Dennoch störte ihn die leicht aufdringliche Art, mit der Yvonne ihre Fürsorglichkeit ihm gegenüber zum Ausdruck brachte. Für ihn war klar, dass sie sich bedingungslos und in jedem Moment aufs Neue zu ihm bekannte, früher, jetzt und immerdar. ›Als hätte ich ihre

Bestätigung nötig‹, dachte er; ›als hätte sie meine Lebensgefährtin werden können, ohne dass wir seit Anbeginn aller Dinge durch gegenseitige Hingabe zueinander hingezogen würden.‹ Er betrachtete sie verstohlen, mehr ihr in seiner Brille gespiegeltes Bild als sie selbst. ›Als hätte ich es nötig …‹, parodierte er sich in Gedanken. Er rückte ein Stück zur Seite, um den Knien des Colonels auszuweichen.

»Zwanzigtausend Franc«, sagte jemand hinter ihm. »Für zwanzigtausend kriegst du dein Ausreisevisum. Sogar mit rosa Schleifchen drum, wenn du schön katzbuckelst.«

»Fünfundzwanzig!«, mischte sich ein anderer ein. »Ist wieder teurer geworden seitdem.«

›Weil‹, dachte Stépanoff, ›sie selbst diejenige ist, die Bestätigung sucht, die es nötig hat, mich in die Watte ihrer Einfühlsamkeit zu packen und immer enger darin einzuwickeln. Wie soll es auch anders sein, wo alles vom Ich ausgeht und alles dorthin zurückführt. Ich, ich, das entscheidende Wort, das der erste Hominid zu stammeln lernte, Zeichen von Stärke, von Selbstbehauptung, vielleicht von Göttlichkeit. Dann erweiterte sich das Ich zu einem kollektiven Wir. An dem Tag, da dieser Schritt vollzogen wurde, hatte der Mensch den Humanismus erreicht, der wirklich zählt.‹

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, holte ihn aber nicht auf die Erde zurück. ›Die kollektive Ichbezogenheit‹, spann er den Faden in Gedanken weiter, ›ist ein Widerspruch in sich. Gehen wir auch nur nebeneinander, sind wir doch gut beraten, die Krallen einzuziehen.‹ Diesmal war sein Lächeln so inwendig, dass nicht einmal Yvonne es wahrnahm. Mit einer Selbstgefälligkeit, die ihm vage bewusst war, formulierte er seine Überlegungen zu bedeutungsschweren Lehrsätzen, die er bei anderen vielleicht als Almanachspruch abgetan hätte. ›Und selbst

wenn wir einmal allein sind, mutterseelenallein, so ist es doch immer der andere, die Gegenwart des anderen, aller anderen, die unserem Leben erst Gehalt verleiht. So wie wir, an diesem Tisch, in diesem apokalyptischen Marseille …‹

Auf einmal riss er so weit den Mund auf, dass der Colonel, der ihm gegenübersaß, seine Zähne sehen konnte. Youra nahm die Hand von der Schulter seines Vaters.

»Ich geh dann mal«, sagte er. Sein Haar fiel ihm in die Augen. »Karte hab ich keine mehr. Die Suppenköchin schreibt’s dir an. Du hast auf ein Steinchen gebissen, na und, so was kommt in den besten Häusern vor, zieh kein Gesicht deswegen.«

Während er seinen schmerzenden Zahn betastete, blickte Stépanoff seinem Sohn nach, der gerade über das Kind in der Gosse hinwegstieg. Yvonne legte ihre Hand auf seine, um zu verhindern, dass er sich über die Respektlosigkeit erregte, mit der Youra ihnen neuerdings begegnete. An manchen Abenden, nach einem Tag voller Besorgungen und vergeblicher Hin- und Herlauferei, konnte es passieren, dass sie mit gedämpfter Stimme auf dieses oder jenes Benehmen oder Widerwort des Jugendlichen zu sprechen kamen. In der Regel aber vermied Stépanoff das Thema. Auch wenn sie aus der Warte eines aufmerksamen Beobachters interessant waren, konnte er nie umhin, sich über Youras Frechheiten zu ärgern. Nebeneinander im Bett liegend, von den Geräuschen der unterernährten Stadt eingelullt, pflegten er und Yvonne stattdessen schlichte, kurze Worte zu wechseln, die sie an der Oberfläche einer prekären Klarsicht hielten. In solchen Augenblicken war ihnen, als ströme der Atem des aufgeschlitzten Europas, des blutenden Russlands in Wellen zu ihnen. Yvonne spürte es manchmal so überdeutlich, dass sie daran zu sterben

glaubte. Langsam atmend und mit geschlossenen Augen registrierte sie das Rauschen des Lebens, des Todes, und ihr Herzschlag schien in einem anonymen Pochen aufzugehen. Sie bewegte einen Finger, einen zweiten, berührte Ivan am Oberschenkel. »Fühlen Sie das? Fühlen Sie das?«, flüsterte sie. Er fühlte es, er hörte es, wenn auch nicht ganz so wie sie. Mit dem Tod kannte er sich aus. Dass er noch Augen hat, Nieren, Lungen, dachte sie, dass er immer noch eine solche Körperkraft erahnen lässt … Wie so oft rekapitulierte sie Ivans Leben als Abfolge von Kapitelüberschriften, von Gongschlägen: zwei Jahre in der Peter-und-Paul-Festung, imperialistischer Krieg, Bürgerkrieg, die Sowjets, Hungersnöte, Typhus bei der Belagerung von Rostow am Don, Stalins Thermidor, Hungerstreik in Oranienburg, Skorbut in Irkutsk, Deportation in den äußersten Norden, Isolationshaft in äußerster Unmenschlichkeit, eine Wochenration von hundert Gramm Fett in Marseille … Dass er das erlebt, überlebt hatte und dabei immer noch so baumstark war, die Statur eines Lastenträgers behalten hatte, das kam für sie einem Wunder gleich. Ist es ihm in dreiundfünfzig Jahren, dachte sie, in diesen dreiundfünfzig Jahren seines Lebens auch nur sechs Monate wirklich gut ergangen? Das fragte sie sich, und es war eines der wenigen Dinge an Stépanoff, deren sie sich nicht vollkommen sicher war.

Im Hinterzimmer ihres Cafés fing ein Wandspiegel die beachtliche Leibesfülle der Eheleute Garrigue ein. Sie aßen zu Mittag. Der Wirt hatte gerade eine Knoblauchzehe aus der Lammkeule gepult und knabberte nachdenklich daran. Er hatte sein gesamtes Lokal im Blick, einschließlich der Terrasse mit Aussicht auf das Hafenbecken. In den Wochen und Monaten nach der Kapitulation, als die Marseiller Bevölkerung auf das Doppelte angewachsen war, hatte

Jules Garrigues bescheidenes Café einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Einmal hatte sogar eine Zeitung darüber geschrieben, »Die Fauna von Montparnasse im *Fier Chasseur*« hieß es da, neben einem Foto, das ihm auch nicht schlecht gefiel, Madame Garrigue hatte es rahmen und über der Kasse aufhängen lassen. Was »Fauna von Montparnasse« heißen sollte, wusste er nicht so genau, nur dass es um einen Haufen Wichtigtuer ging, die mehr soffen, als gut für sie war. Das versprach so weiterzugehen, solange der Krieg dauerte, also nur Mut! Jawohl, Jules Garrigue hatte geglaubt, dass sich das Blatt gewendet hatte, dass jetzt endlich Schluss war mit diesem elendigen Leben, bei dem man den lieben langen Tag hinter einem verdreckten Tresen Gläser spülte, und das seit anderthalb Jahrzehnten.

Er säbelte noch eine Scheibe von der Keule ab, tauchte seine Gabel in einen Haufen Bohnen. Fünfzehn Jahre, verflucht und zugenäht! Er betrachtete seine Frau, zufrieden sah sie aus, mit ihrer Schminke im Gesicht. Fünfzehn Jahre! Jetzt ging es schon mit großen Schritten auf die Fünfzig zu, das spürte er, wie man die Bettritze unter sich spürt, wenn man aus einem Albtraum aufwacht. Der Appetit, ja, das war alles, was ihm aus seiner Jugend geblieben war; der Appetit und, natürlich, Josette, seine Tochter Josette, die darauf bestand, Daddy gerufen zu werden, weiß der Henker warum. Er musterte sie, wie sie auf einem Schemel hinter der Kasse hockte und diesem Kerl mit dem scheußlichen Löwenkopf zulächelte. Jules Garrigue kaute gedankenverloren, es war nicht mal sicher, ob er seinen prächtigen Appetit von damals noch hatte. Was hatte er sich gefreut, dass sie ihm so die Tür einrannten, und jetzt ließ sich kaum noch einer blicken, als wäre der Krieg aus der Mode gekommen. Er stieß den Ellbogen in die wohlgefüllte Bluse seiner Frau.

»Zähl mal«, sagte er. »Jeden Tag werden es weniger. Wenn das so weitergeht, machen wir bald keine hundert Franc Umsatz mehr.«

»Pah«, machte Madame Jules und saugte mehrmals ruckartig Luft durch die Vorderzähne, zwischen denen eine Fleischfaser feststeckte. »Pah, es ist Sommer, Julot. Um die Zeit sind halt einige aufs Land gefahren.«

Schulterzuckend nahm er sich ein Stück Gruyère. Die Alte wollte es einfach nicht verstehen … Aufs Land gefahren, dass er nicht lachte! Klar, in den Transportern der Polizei. Er, Jules Garrigue, wusste, was Sache war. Er hatte ihnen drei oder vier »geliefert«, auf gut Glück, musste ja sein. Hatte damit sein Soll für die Légion erfüllt, die einem mit ihrem Blabla über das Anti-Frankreich auf die Nerven fiel. Was denken die eigentlich, wie das Geschäft weitergehen soll, wenn sie die Gäste alle wegsperren, weil sie Juden sind oder ihr Maul zu weit aufreißen oder zu den Gaullisten gehören, Politik hier, Politik da. Er seufzte und bestrich den Gruyère mit Senf. Wenn sie ihr Anti-Frankreich wenigstens zu Hause aus den Betten holen würden. Aber nein, sie müssen ihre Razzien unbedingt in den Cafés machen, dabei sind das gute Adressen, Ruhestörung, Keilerei, so was gibt’s im *Fier Chasseur* alles nicht. Zum wiederholten Mal zählte er die Gäste durch – sieben, sapperlot, alle auf der Terrasse und drinnen keine Menschenseele, dabei waren’s um die Zeit immer mindestens fünfzig gewesen, bevor der Ärger angefangen hatte. Er schenkte sich einen ordentlichen Schluck Médoc ein und wandte sich an seine Gattin:

»Mein Herz, wenn das so weitergeht, mach ich in einem Monat dicht.«

Madame Jules reinigte sich die Fingernägel. Ihr grau-rosa platiniertes Haar roch nach Haarwasser.

»Das wird schon wieder, Dickerchen«, tröstete sie ihn. »Du bist einfach müde. Na komm, geh eine Runde Karten spielen, das muntert dich auf.«

Er hob die Schultern. Karten, pah! Und wenn sich die Fritzen und die Itaker weiter die Taschen vollmachten, konnte man der Kundschaft nur noch den billigen Fusel servieren, oder Banyuls, diese Brühe. Pfui Teufel! Na, er hatte seinen persönlichen Notvorrat, aber nur nichts überstürzen …

Er nahm einen kräftigen Schluck Médoc, zählte noch einmal die Gäste auf der Terrasse durch. ›Da kennen diese Leute nichts‹, dachte er. ›Herrgott, richtig gut haben’s die! So wie der Alte mit dem Ziegenbärtchen da, den die andern Colonel nennen, freut sich wie sonst was über das Zuckerstück, das er aus einer Streichholzschachtel fischt. Wie er dasitzt mit seinem Monokel und seinen Muckefuck genießt, als wär’s ein Mokka. Zum Schießen.‹ Er war drauf und dran, seine Frau auf ihn aufmerksam zu machen, aber weil die Wirtin sich gerade die Nase mit einer Puderquaste abtupfte, ließ er es bleiben. Der Kellner räumte den Tisch ab. Auf der Terrasse hausierte ein barfüßiges kleines Mädchen mit Nähgarn. Der Alte mit dem ins Auge geklemmten Monokel und der altmodischen Barttracht ließ sich sein Gebräu schmecken. Irgendwann hielt Jules Garrigue es nicht länger aus und fragte seine bessere Hälfte:

»Herzchen, möchtest du mal sehen, was ein echter Genießer ist?«

Sie neigte den Kopf zur Seite und blinzelte ihn an wie ein verblüfftes Huhn.

»Was ist denn jetzt in dich gefahren, Jules?«

»Ach, nichts«, murrte er. »Muss mich beeilen, die Légion ruft.«

Er ließ sie am Tisch sitzen mit ihrer Wimperntusche um die runden Augen, dem Rouge auf den Wangen, der imposanten Brust, den lackierten Fingernägeln. Als er an der Kasse vorbeikam, blieb er kurz stehen und gab Josette zwei Wangenküsschen, und dann noch eins, wenn schon, denn schon. Es gefiel ihm nicht, wie sie diesem zotteligen Vagabunden da draußen auf der Terrasse zulächelte. Ganz und gar nicht. Er blickte seiner Tochter streng in die mandelförmigen braunen Augen.

»Ich bin in einer Stunde wieder da. Bleib schön brav, Josette.«

»Ja, Papa«, versprach sie. »Und Papa, sei so nett, ich heiße Daddy.«

»Aber warum? Du heißt Josette, was soll da …«

»Es macht mir eben Spaß. Daran ist doch nichts verkehrt, oder? Also, Papa, tu mir den Gefallen und sag Daddy zu mir oder lass es ganz. Maman …«

»Na gut, na gut«, wehrte Jules Garrigue matt ab. »Ja, deine Mutter hat nichts dagegen, ich weiß. Bis später also, Daddy.«

Er überquerte die Terrasse und grüßte die Gäste mit einem höflichen Tag die Herrschaften. Dann besann er sich plötzlich, machte kehrt und fragte den Colonel:

»Wie schmeckt Ihnen unser Kaffee, Monsieur?«

»Ausgezeichnet«, erwiderte der Colonel. »Aus-gezeichnet. Das Aroma lässt etwas zu wünschen übrig, Zucker wäre nicht schlecht, und weniger sauer müsste er sein, damit er dem Gaumen schmeichelt, aber davon abgesehen schmeckt er aus-gezeichnet. Sagen Sie, Herr Wirt, sind Sie sicher, dass es Kaffee ist?«

Ivan Stépanoff lächelte unmerklich hinter seiner randlosen Brille. Yvonne hätte es ihm gern gleichgetan, aber es gelang ihr nicht: Ihr Lächeln war so offensichtlich wie die Sonne. Die Nase von Marianne Davy wanderte hin

und her. Der Mann mit dem Löwengesicht hob den Daumen, als wolle er sich zu Wort melden. Am Kai legte gerade eine Barkasse an. Das Wasser des Hafenbeckens gluckerte leise. Nah und fern zugleich durchschnitt der Pont Transbordeur den Himmel. Jules Garrigue erwiderte würdevoll:

»Aber selbstverständlich, Monsieur. Das ist unser Café national.«

Im Amtssitz der Légion, den ehemaligen Räumlichkeiten einer englischen Bank, die man ordnungsgemäß beschlagnahmt hatte, war die Versammlung bereits in vollem Gange. Jules Garrigue unterdrückte einen Schluckauf, als er feststellte, dass es sich bei dem Vorsitzenden am Kopfende des Tisches um keinen Geringeren handelte als den Regionalleiter der Légion, Adrien de Pontillac, ein hohes Tier in der Präfektur. Der strenge Blick, mit dem dieser den zu spät kommenden Kameraden strafte, entging niemandem; am wenigsten einem Gardisten des Service d’ordre légionnaire, der, so schien es Garrigue, nur auf ein Zeichen wartete, ihn vor die Tür zu setzen. Den kannte er doch, diesen Widerling – Moment, gleich fällt’s mir ein, ach ja, gekellnert hat er, potztausend, bei mir sogar … Nachdem Pontillac seine Armbanduhr zu Rate gezogen hatte, deren extraflaches Weißgoldgehäuse auf die mit der Francisque verschönerten Manschettenknöpfe abgestimmt war, setzte er seine Ausführungen fort. Mit Hinblick auf den bevorstehenden Besuch des Marschalls in Marseille habe man unter anderem an Folgendes zu denken, erstens, die Stadt der Phönizier in den Nationalfarben zu schmücken, und zweitens, für einen absolut spontanen und von Herzen kommenden Volksjubel zu sorgen. Mit rhythmischen Hebungen und Senkungen hämmerte die Stimme des Chefs

auf die andächtig schweigenden Kameraden ein – in-je-des-Fen-ster-ei-ne-Fah-ne, vor-je-de-Fah-ne-ei-ne-Eh-ren-gar-de, für-je-de-Eh-ren-gar-de-ei-ne-Bas-ken-müt-ze, für-je-de. Jules Garrigue, der den Schreck noch nicht ganz verdaut hatte, hörte nur mit halbem Ohr hin. Er riskierte einen Blick zu dem Mann vom SOL – kantige Visage, Bandelier, Koppel, blitzende Stiefel, Knarre –, und wieder stieß es ihm auf, als hätten Lammkeule, Bohnen, Gruyère und Senf ihre liebe Mühe mit dem halben Liter Médoc in ihrer Mitte.

»Dieser, also, dieser …«, hickste er. Der Name seines ehemaligen Kellners wollte ihm ums Verrecken nicht einfallen.

Wie der sich aufspielte, so stocksteif und mit geschwellter Brust, als wäre er die Grimmigkeit in Person. Strotzte geradezu vor Pflichtgefühl. Na, gekämpft hatte er selber auch, im Krieg war er gewesen, im Grrroßen, wie man immer noch zu sagen pflegte – Jules Garrigue, Franzose und stolz darauf, ließ sich von einem Schießeisen ganz sicher nicht Bange machen. Nein, ihn quälte nur diese Gedächtnislücke, wie hieß er doch noch, dieser Kerl, dieser … Mélodie! Er fühlte sich gleich besser, ha, auf sein Gedächtnis war Verlass, Jean-Baptiste Mélodie hieß der Gockel! Und was sagte der Chef da eigentlich? Er bemühte sich, in die Ansprache des Chefs einzusteigen, wie man auf eine fahrende Straßenbahn aufspringt. *Apotheose*, sagte der Chef. *Enthusiasmus und Apotheose, werte Legionäre!*, deklamierte er. ›Jaja‹, dachte Garrigue. ›Jaja, tu dir nur keinen Zwang an. Enthussibus und Apostozirrhose. Red doch so, dass unsereiner dich versteht, zum Kuckuck!‹ Er musterte wieder den Kerl vom SOL, heiterer diesmal. Jetzt, wo ihm sein Name wieder eingefallen war, fand er ihn eher albern. Na, nicht zu vorschnell, ermahnte er sich. In dieser Aufmachung ist mit dem bestimmt nicht zu spaßen. Er beugte sich zu seinem Sitznachbarn, Ignace Matthieu, um

ihm seine Beobachtung mitzuteilen: dass diese Großmäuler vom SOL nur deswegen so markig auftreten konnten, weil sie wie Rindertreiber rausgeputzt waren. Aber der Kamerad Matthieu war hinter seinem buschigen Schnauzer abgetaucht und lauschte mit glühenden Ohren so hingebungsvoll jedem Wort, das der Chef skandierte, dass Garrigue sich gezwungen sah, seinen schönen Einfall für sich zu behalten. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte das Kinn in die Hand und richtete einen schläfrigen Blick irgendwo zwischen einen Wimpel an der Wand und das energische Profil von Adrien de Pontillac.

Reflexhaft erhoben sich zwei Dutzend Blockleiter wie ein einziger Mann, als Pontillac nach einem stakkatischen … lip-pe-Pé-tain-Herr-des-e-wi-gen-Frank-reich seine Lektion mit einer ausdrucksstarken Geste beendete. Im Stehen, Aktentasche und Hut in der Hand, konsultierte er abermals seine Armbanduhr. Er hatte drei Minuten länger gesprochen als vorgesehen, und diese Esel würden ihn gleich mit ihren Schuljungenfragen belagern. Er hatte es verflucht eilig – Treffen mit Karen um drei, der Präfekt um halb fünf, um zwanzig vor sechs das Flugzeug nach Vichy. »Meine Herren«, sagte er, »ausführliche und detaillierte Anweisungen werden der Légion noch schriftlich zugehen.« Doch schon bestürmten sie ihn von allen Seiten, lächelnd und drängend – Start der Prozession auf der Place de la Préfecture? Waffenschau vor dem Monument aux morts? Messe in Notre-Dame de la Garde? Lautsp… »Kein Baum auf der Canebière ohne seinen Lautsprecher«, präzisierte Pontillac und schob sich in Richtung der Flügeltür, die der SOL-Gardist Mélodie ihm weit geöffnet hatte. Die Meute hastete hinterher – Schulkinder? Blaskapelle der Garde mobile? Feuerw… »Feuerwehr mit allen Wagen und Geräten«, bestätigte Pontillac. Der Raum war schrecklich lang, beim nächsten Mal würde er die Versammlung am

unteren Tischende leiten, näher am Ausgang, er durfte Karen nicht warten lassen … »Wir brauchen zwei Korvetten, einen Minenleger und eine Kette Jagdflugzeuge«, verfügte er. Aber der große Clou, die Sensation des Tages, die er noch nicht verraten durfte, sollte die kostenlose Ausgabe eines Camemberts an bedürftige Familien werden.

Auf einmal, gerade als er endlich das Treppenhaus erreicht hatte, verstellte ihm der Kamerad Ignace Matthieu den Weg und stammelte mit hochrotem Kopf:

»Ich … Meine Tochter … Monsieur … Ich muss da etwas … Eine wichtige … Meine Tochter arbeitet …«

»Hm?«, machte Pontillac mit hochgezogenen Augenbrauen.

Er dachte an Karen, an ihre festen jungfräulichen Brüste, und blinzelte den Kamerad Legionär an, als hätte er noch nie ein gerötetes, von einem nudelholzdicken Schnauzbart versperrtes Gesicht gesehen. Da der Chef unbeirrt weiterging, hielt sich Matthieu mit einer Hand am Geländer fest und tappte die Stufen rückwärts hinunter.

»Arbeit, Familie, Vaterland«, bekräftigte Pontillac, während er Karen und ihre rassigen Kurven vor sich sah. »Wie alt ist denn das Fräulein Tochter?«

»Sech… sechzehn«, röchelte Matthieu.

»Ein schönes Alter, herzlichen Glückwunsch.«

Eilfertig und mit zustimmendem Lächeln drängten die Blockleiter der Légion auf den Treppenabsatz: Der Chef hatte ganz recht, es war ein schönes Alter.

Matthieu keuchte danke, Monsieur, ich … Seine Gesichtsfarbe wechselte von Purpurrot zu Blauviolett. Beinahe wäre er über eine Stufe gestolpert, fing sich gerade noch, hob kühn seinen Schnauzbart:

»Ich … Es handelt sich um ein Komplott gegen … gegen die innere Sicherheit … Meine Tochter …«

»Ihre Tochter schmiedet ein Komplott gegen den Staat?«, lächelte Pontillac. »Na, das ist ja ein frühreifes Kind.«

Nein, fuchtelte Matthieu stumm. Das Erdgeschoss war in Sicht. Sonnensprenkel leuchteten auf dem Bürgersteig, auf dem ein fliegender Händler das ruhmreiche Bildnis des Marschalls als Tonfigur feilbot. Holzsandalen klapperten vorüber. Nackte, mit verdünntem Henna bemalte Beine. Leichte Kleider, verwegene Kleider. Karens Hemdkleid. An der Schwelle blieb Pontillac stehen, um seine Handschuhe überzuziehen. Zehn vor drei … Er würde es gerade so schaffen.

»Bis bald, meine Herren«, sagte er.

Bis bald, Chef, antworteten die Kameraden im Chor, und mittendrin Ignace Matthieu, der laut und deutlich sagte:

»Ich … Monsieur … Also meine Tochter … sie …«

Eine hochgewachsene Blondine zog sich vor dem Fenster des Amtssitzes der Légion den Lippenstift nach. Während er sie beobachtete, fragte Adrien de Pontillac über die Schulter:

»Ihre Tochter wie was?«

Matthieu wechselte die Farbe und riss den Mund weit auf. Sein mächtiger Schnauzer umrahmte ein gähnendes Loch. Neinnein, das war ein Missverständnis, seine Tochter hatte damit nichts zu tun, nie und nimmer! Er blieb wie festgewachsen auf der Treppe stehen, doch als der SOL Mélodie ihn am Ellbogen packte, schüttelte er sich und stieg weiter rückwärts.

»Neinnein, Chef!«, protestierte er. »Ich meine da, wo sie arbeitet, meine Françoise.«

»Ach so …?«, sagte der Chef. »Und wo arbeitet Ihre Françoise, Kamerad Matthieu?«

Er sah zu dem Mann vom SOL, der den Ellbogen des Kameraden losließ, worauf sich diesem endlich die Zunge

löste.

»Bei *Sucror* arbeitet sie, Chef. Das ist da, wo sie diese braunen Kugeln machen, die man essen kann, die sind nicht mal so übel, für zwei fünfzig das Stück …«

»Braune Kugeln, die man essen kann?«, fragte Pontillac. »Matthieu, schreiben Sie mir einen ausführlichen Bericht, worum es sich genau handelt. Und kommen Sie zu mir in die Präfektur, an einem Nachmittag am besten, sagen wir in zwei Wochen.«

Er überschritt die Schwelle und verschwand in der Menschenmenge. Ignace Matthieu wandte seinen Kollegen ein strahlendes Gesicht zu: in zwei Wochen, in der Präfektur, im Büro von Monsieur Adrien de Pontillac höchstpersönlich … Alle betrachteten ihn, als wäre er jung und schön. Garrigue wollte schon gratulieren, da tippte ihm Mélodie auf die Schulter:

»He, Jules, hast du deinen alten Kumpel etwa vergessen?«

Garrigue zuckte innerlich zusammen. Dieser herausgeputzte Feldwebel hatte ihn geduzt! Er hatte ihn Jules genannt!

»Aber nein, Jean-Baptiste«, sagte er. »Ich, die alten Freunde vergessen, i wo …«

»Recht so!«, dröhnte Mélodie. »Und deine Tochter Josette, wie geht’s der? Hab sie neulich im Kino gesehen. Eine Wucht, das Mädel!«

»Gut, danke. Und du, altes Haus? Wie’s aussieht, ist’s dir nicht schlecht ergangen, seit du …«

»Mir?« Er klatschte sich erst auf den Oberschenkel, dann auf das Bandelier. »Mir? … Weißt du, Jules, eigentlich stehen wir jetzt auf derselben Seite. Schon was anderes als damals, als ich bei dir malocht hab, was? Jetzt sind wir alle Franzosen, alter Jules. Vorgesetzte und Angestellte, alle sind gleich. Hat der Marschall doch gesagt, oder?« Er

zwinkerte und senkte die Stimme: »Weißt du noch, der gute alte Pernod, der auf dem dritten Regal von links, der ganz besondere, für die Kenner, die echten Liebhaber? Von dem hast du doch bestimmt noch was, Jules, als Muntermacher für gute Freunde. Lädst du mich auf ein Schlückchen ein, dass ich mal bei dir vorbeikomme die Tage und der werten Gemahlin guten Tag sage?«

»Ein bisschen was hab ich wohl noch übrig, ja«, seufzte Jules Garrigue.

II

Adrien de Pontillac begegnete der Damenwelt mit der Herablassung eines anspruchsvollen Connaisseurs. In seinen Augen waren Frauen leicht zu haben und leicht zu verstehen, immer hin- und hergerissen zwischen Ehemann und Liebhaber. Er hatte Tschechinnen und Griechinnen gekannt, Deutsche und Rumäninnen, Russinnen und Däninnen und Skandinavierinnen und eine stattliche Anzahl von Südamerikanerinnen, und er machte sich einen Spaß daraus, jede Einzelne zum Maßstab des Ewig-Weiblichen zu nehmen. Nur Karen Trinyi, aus dem Kriegergeschlecht der Trinyi, von dem in den magyarischen Chroniken des fünfzehnten Jahrhunderts die Rede war, sprengte seinen Erfahrungshorizont.

Karen ließ sich küssen. Wenn er ihre Taille umfasste und sie an sich zog, ließ sie sich küssen; sobald er jedoch Anstalten machte, mehr zu wollen, gebot sie ihm mit einem einzigen Blick aus ihren großen mandelförmigen Augen Einhalt – und beobachtete ihn dabei genau. Er war ja nicht dumm: beobachtete ihn und ignorierte ihn zugleich. So lasziv und geschmeidig sie auch wirkte, in ihrem unerträglich luziden Blick spürte er eine Abwesenheit, ein vollkommenes Desinteresse. Bisweilen – wie in jenen kurzen Momenten, in denen ein Erinnerungsfetzen aus dem